

## Anrede

Ich erinnere mich noch an die Zeit um den 26. April 1986. Die Informationen aus der Ukraine drangen ja nur spärlich in den Westen. Wenn ich recht weiß, hatten schwedische Messstationen erhöhte Radioaktivität festgestellt. Soll man Kinder noch draußen im Sandkasten spielen lassen? Können wir frisches Obst genießen? Solche Fragen beschäftigten uns auch in Westdeutschland.

Das Ausmaß der Katastrophe war ja noch nicht absehbar. Allerdings machte schon bald die Abkürzung GAU, größter anzunehmender Unfall, die Runde. Das beruhigte allerdings noch weniger.

Später, es muss Mitte der 90er Jahre gewesen sein, saß ich in Gomel, Weißrussland, mit Vertretern der dortigen Gewerkschaften, der orthodoxen Kirche und verschiedener anderer Initiativen an einem Tisch. Ich war für die Tschernobylarbeit unserer Landeskirche zuständig. Mit einer kleinen Delegation verhandelten wir die Rahmenbedingungen der Ferienmaßnahmen und der medizinischen Hilfe für die am stärksten verstrahlte Region des Atommeilers von Tschernobyl.

Die Erinnerung an den 26.4.1986 war noch sehr wach. Die Gewerkschaftsfunktionäre berichteten von der Maiparade in Gomel. Bei drückend heißem Wetter mussten wohl an jenem 1. Mai 1986, also wenige Tage nach dem Unglück, hunderte von Menschen auf dem Paradeplatz gestanden haben. Niemand hatte gewarnt. Die verstrahlte Wolke brachte kaum merklich den vielfachen Tod über die Stadt Weißrusslands. Die ideologisch verordnete Maidemonstration musste stattfinden, so berichteten mir die Gesprächspartner.

Bei meinen Besuchen in der Provinz Gomel habe ich Krankenhäuser, Behinderteneinrichtungen, Schulen und vieles mehr gesehen. Natürlich war ich über den medizinischen Rückstand in dem damaligen GUS-Staat erschrocken. Natürlich erschreckten mich auch die Folgen der Reaktorkatastrophe. Der sprunghafte Anstieg von Kindern, die mit Behinderung geboren wurden, die Zunahme an Leukämie-Erkrankten usw. All das war bedrückend.

Viel bedrückender empfand ich es allerdings, dass noch über lange Zeit die Zusammenhänge mit der Katastrophe von Tschernobyl geleugnet und damit eine wirkliche Hilfe nicht

ermöglicht wurde. Das politische Regime weigerte sich hartnäckig, die eigene Hilfsbedürftigkeit einzugestehen, was unsere kirchliche Arbeit mit den Ferienkindern und die medizinische Hilfe erschwerte. Das führte auch zu einer eingeschränkten Wahrnehmung der Probleme in der Öffentlichkeit jenseits der Grenzen Weißrusslands und der Ukraine.

Erika Schuchardt hat die Region sehr früh besucht und ihre Erfahrungen in dem Buch *Die Stimmen der Kinder von Tschernobyl* dokumentiert. Die Journalistin spricht von einer zweiten Tschernobylkatastrophe, wenn sie sagt: *„Damit begann die zweite Tschernobyl-Katastrophe, nämlich das legitimierte öffentliche Verdrängen und Vergessen, nicht zuletzt aber das Verlassen-Werden der Opfer. Feststellungen an Ort und Stelle offenbarten, dass die Not der Menschen nicht allein in den gesundheitlichen Schäden oder in den materiellen Mangelercheinungen liegt. Vielmehr ist es das Gefühl, in dieser Not von der Weltöffentlichkeit vergessen zu sein, das die eigentliche seelische Verletzung bei den Betroffenen auslöst.“* (63)

Ich möchte die Stimme eines Betroffenen hinzufügen: *„Wissen Sie, was das Schlimmste ist? Das Schlimmste im Leben ist das Gefühl, vergessen zu sein. Wir alle hier in Tschernobyl, wir fühlen uns vergessen.“*

Die Tschernobylaktion der hannoverschen Landeskirche, an der sich der Kirchenkreis Osnabrück sehr früh beteiligt hat, hat sich immer auch als eine Aktion gegen das Vergessen verstanden. Wir werden durch die Kinder, die jedes Jahr zu uns kommen, daran erinnert, was Tschernobyl bedeutet. Wir werden daran erinnert, dass Menschen in Weißrussland, in Gomel, eben auch Kinder unter dieser Katastrophe, die sich vor 25 Jahren ereignet hat, noch heute leiden und dass sie unsere Hilfe brauchen. Die Tschernobylhilfe und damit auch die Ausstellung, die wir heute eröffnen, ist zu allererst eine Aktion gegen das Vergessen. Es ist gut, dass im Zusammenhang mit der Ausstellung Zeitzeugen zu Wort kommen. Sie können eindrucksvoller als Zahlen, Bilder und Fakten sein.

Die Ausstellung ist dann aber auch eine Mahnung an uns alle: wir müssen Technik immer wieder daraufhin überprüfen, ob wir deren Folgen auch tatsächlich in den Griff bekommen können. Die Einführung neuer Technologien muss fehlerfreundlich sein. Das ist m.E. ein ethisches Grundprinzip. Menschliches Versagen, das auch für die Tschernobylkatastrophe ausschlaggebend war, wie sich später herausstellte, oder Missbrauch sind nicht auszuschließen und müssen in die Risikobewertung des technologischen Fortschritts einbezogen werden. Unter diesem Gesichtspunkt gewinnt für mich die Debatte um die Laufzeitverlängerung der Atomkraftwerke in Deutschland eine andere Dimension. Außerdem ist der Einsatz einer Technologie, die permanent Müll produziert, für den wir noch nicht im Ansatz ein Entsorgungskonzept haben, ethisch hoch fragwürdig.

Die Tschernobylarbeit ist neben der Erinnerungsarbeit und der bleibenden Mahnung drittens Begegnungsarbeit. Viele Menschen Weißrusslands und Deutschlands, ja Osnabrücks, sind sich in den letzten 25 Jahren begegnet. Nach dem Schrecklichen, das Weißrussland im 2. Weltkrieg durch die Deutschen erlitten hat, ist dies auch ein wichtiger Beitrag zur Versöhnung unserer Völker.

So wünsche ich der Ausstellung hier im Gymnasium in der Wüste gute Begegnungen. Dass sich Schülerinnen und Schüler, aber auch Erwachsene, erinnern und mahnen lassen. Dass aber auch Begegnungen über die Grenzen unserer Länder hinweg möglich werden.

Wenn das die Ausstellung leistet, hat sie ein wesentliches Ziel erreicht.

Ich danke allen, die vorbereitet haben und diese Ausstellung ermöglichen. Insbesondere dem Ehepaar Rolfes, aber auch der Schulleitung und wünsche für die nächsten Tage alles Gute und Gottes Segen.

gez. Friedemann Pannen

OS, den 6.3.2011